

Leseprobe aus:

**Frank Bresching**  
**Evas Entscheidung**

Psychothriller. Originalausgabe.  
ISBN 978-3-89425-396-7



*Es gibt nur etwas, das schlimmer ist als Ungerechtigkeit,  
und das ist Gerechtigkeit ohne Schwert in der Hand.  
Wenn Recht nicht Macht ist, ist es Übel.*

Oscar Wilde (1854–1900), irischer Schriftsteller

## Julias Geschichte

Julia war nackt und wehrlos, als es geschah.

Und sie fühlte sich genauso nackt und wehrlos, als vierzehn Wochen nach der Tat das Foto an ihrem Lehrerpult klebte. Ein zynischer Schnappschuss, der ihr verdeutlichte, dass sie immer noch Gefangene des Albtraums war, den sie mir gegenüber mehrfach als ihre ganz persönliche Vorstufe zur Hölle bezeichnet hat.

»Das Bild hat mir auf qualvolle Weise die Augen geöffnet«, sagt sie leise, jedes einzelne Wort wie unter Schmerzen über ihre Lippen bringend. Ihre belegte Stimme wird auch jetzt noch von dem Schrecken geprägt, der sie beim Anblick des Fotos erfasst hat.

Wenn man bedenkt, mit welcher Art der Gewalt sie konfrontiert worden war, welche Demütigung sie hatte erdulden müssen, durchlebt man als Zuhörer ebenfalls die unterschiedlichen Emotionen, die Julia im Laufe unseres Treffens immer wieder offenbart: Kummer, Verbitterung, Angst und Wut.

Inzwischen spricht sie derart leise, als befürchte sie, jemand würde uns belauschen. Ich beuge mich dichter an sie heran, um sie besser verstehen zu können. Dabei werde ich mir einer weiteren Tatsache bewusst: Wäre mir ihre Geschichte nur von dritter Seite erzählt worden oder hätte ich lediglich in der Zeitung von ihr erfahren, hätte mich Julias Schicksal sicherlich nicht mit dieser Intensität berührt, wie es ihre eigene, unverblümete Schilderung tat.

Könnte ein Mann genauso nachvollziehen, welche Tiefen sie durchleben musste? Wäre ein Mann ebenfalls so bestürzt, wie ich es bin?

Julia rückt ihre Sonnenbrille zurecht und fischt eine Zigarette aus der Packung, die neben einer geleerten Kaffeetasse

vor ihr auf dem Tisch liegt. Ich habe nicht mitgezählt, aber es ist gewiss schon der sechste oder siebte Glimmstängel, den sie sich ansteckt, seitdem wir auf der Terrasse des Alsterpavillons am Hamburger Jungfernstieg sitzen. Ein neutraler und anonymer Ort, der bei trockenem Wetter immer gut besucht ist. So auch heute, an diesem schönen Spätsommertag. Die Sonne taucht das Wasser der Binnenalster in ein goldenes Licht und die Ausflugsschiffe sind bis auf den letzten Platz gefüllt.

Julia hat den Treffpunkt ausgewählt. Sie ist es auch gewesen, die mich am Morgen angerufen und um das Gespräch gebeten hat.

Clara, meine Tochter, war schon längst in der Schule. Johannes hatte sie wie jeden Morgen nach unserem gemeinsamen Frühstück mitgenommen.

Den Zeitraum zwischen acht und halb zehn fülle ich mit dem Lesen der *Hanseatischen Morgenpost*, dem Abräumen des Frühstückstischs, einer ausgiebigen Dusche und einer weiteren Tasse Kaffee.

Je nachdem, welche Arbeit ich zu erledigen habe, fahre ich anschließend in die Redaktion oder begeben mich in mein Arbeitszimmer im ausgebauten Dachgeschoss unseres Einfamilienhauses in Harvestehude, wie ich es an diesem Morgen tat.

Ich wollte endlich mit dem Artikel über die jüngste Rotlichttrazzia der Hamburger Polizei beginnen. Ein mobiles Einsatzkommando hatte vergangenen Montag mit enormer Härte über fünfzehn Häuser im Osten Hamburgs gestürmt, nachdem die seit geraumer Zeit anhaltenden, blutigen Auseinandersetzungen in der Zuhälterszene zu eskalieren drohten. Nach einem kurzen Gefecht erschossen die Beamten einen auf der Fahndungsliste ganz oben stehenden Mädchenhändler und nahmen drei weitere bekannte Kiezgrößen fest. Damit hatte sich die Unruhe im Milieu gesteigert und darüber wollte ich ausführlich berichten. Ich saß bereits auf

meinem Bürostuhl, den Laptop vor mir aufgeklappt, daneben eine Mappe mit den Rechercheergebnissen, die ich in den vergangenen Tagen eifrig zusammengetragen hatte, als mein Telefon klingelte.

Das konnte nur unser stets unter Dauerstress leidender Chefredakteur Maximilian Peters sein. Ich hatte ihm versprochen, den Bericht bis Freitagmittag fertig zu haben. Nun war es schon Donnerstagmorgen und ich hatte mich in den letzten zweiundsiebzig Stunden weder telefonisch noch per E-Mail bei ihm gemeldet. Deswegen war ich mir sicher, dass er sich nun erkundigen wollte, wie ich mit meiner Arbeit vorankam. Und das, obwohl ich noch nie mit einem Artikel in Verzug geraten bin. Verlässlichkeit halte ich in meinem Beruf für unabdingbar. Verlässlichkeit schafft Vertrauen, und das wiederum garantiert mir den Freiraum, den ich für meine Arbeit benötige.

Verlässlichkeit schafft Vertrauen – eine simple Formel, die ich mitunter auch meiner vor Eigensinn strotzenden Tochter einzuimpfen versuche. Mit durchwachsenem Erfolg, wie sich zumeist herausstellt.

Aber der Anrufer war nicht Maximilian, sondern eine mir fremde Frau. Irgendwie seltsam, Julia nun als fremde Frau zu bezeichnen. Sie ist mir in den letzten Stunden so vertraut geworden, beinahe wie eine Freundin aus Schulzeiten.

»Spreche ich mit der Journalistin Eva de Boer?«, fragte sie, ohne ihren eigenen Namen zu nennen. Ich registrierte ihren schweren Atem und Verkehrsgeräusche im Hintergrund.

»Das tun Sie«, entgegnete ich energisch. »Und mit wem habe ich das Vergnügen?«

Keine Antwort. Die Anruferin schwieg, als suchte sie nach den richtigen Worten. Ich wartete ab und trommelte ungeduldig mit den Fingern meiner freien Hand auf der Schreibtischplatte herum. Ich erzeugte keinen bestimmten Takt, nur ein nervöses Klopfen.

»Mein Name ist Julia Kehrmüller«, sagte sie schließlich.

Wieder bemerkte ich ihre Kurzatmigkeit. »Ich würde mich gern mit Ihnen treffen.«

»Und worum geht es?« In meiner Stimme schwang ein gereizter Unterton mit, den ich nicht unterdrücken konnte. Ich dachte an die Arbeit, die noch vor mir lag. An das Zeitfenster, das sich allmählich zu schließen begann.

»Es ist etwas Schlimmes geschehen«, antwortete die Anruferin knapp.

Die Worte verfehlten ihre gewünschte Wirkung nicht. Mit einem Mal breitete sich ein flaeses Gefühl in meiner Magen- gegend aus. Instinktiv fragte ich mich, ob dieses schlimme Ereignis etwa mich betraf. Meine Tochter. Oder Johannes.

»Was ist denn geschehen?«, presste ich hervor.

»Ein Verbrechen.«

Ich lehnte mich zurück, spürte, wie die Stuhllehne in meinem Rücken nachgab. »Was für ein Verbrechen?«

»Eins der schrecklichsten, das man einer Frau antun kann«, raunte die Anruferin plötzlich ungestüm und mit einer Stimme voller Schmerz.

»Drücken Sie sich bitte genauer aus, Frau Kehrmüller!«

»Das werde ich noch. Zu gegebener Zeit.«

»Entweder kommen Sie sofort zur Sache oder ich werde das Gespräch beenden.«

»Das sollten Sie nicht tun.« Die Frau schluckte, bevor sie fortfuhr. »Haben Sie sich schon einmal mit dem Gedanken auseinandergesetzt, dass Sie, Eva de Boer, die Journalistin, Ehefrau und Mutter einer sechzehnjährigen Tochter, jemals Opfer einer entsetzlichen Gewalttat werden könnten? Und damit meine ich eine ernsthafte Auseinandersetzung, kein kurzes Unwohlsein, weil Sie über ein Verbrechen schreiben oder darüber lesen.«

Sie wusste, dass ich eine Tochter hatte und verheiratet war. Demnach hatte sie mich bewusst ausgewählt. Ich war irritiert. »Eigentlich nicht, nein. Wieso?«

»Das ging mir genauso.«

»Worauf wollen Sie hinaus? Was wollen Sie von mir?«

»Reden.«

»Reden? Hören Sie, ich ...«

Der Damm, der Julia bisher vor dem Ausbruch ihrer Gefühle bewahrt hatte, schien gebrochen. »Ich hätte nie geglaubt, dass mir so etwas einmal passieren könnte. Tatsächlich war ich immer davon überzeugt, dass es nur andere Frauen betrifft. Frauen, die zu aufreizend gekleidet sind oder sich nachts an Orten aufhalten, die man besser meidet. Ich kleide mich weder provokant noch treibe ich mich in zwielichtigen Gegenden oder Lokalen herum. Aber dennoch ist es mir passiert! Mir, einer Lehrerin!«

Ich drückte den Hörer fester an mein Ohr.

Einerseits war ich erleichtert, dass ich wohl doch nicht persönlich betroffen war. Andererseits weckte die Anruferin Instinkte in mir, die eine gute Journalistin schlichtweg besitzen muss. Und ich bilde mir ein, eine verflucht gute Journalistin zu sein. Eine Annahme, die mein Chefredakteur nur allzu gerne bestätigt, indem er niemals müde wird zu behaupten, ich sei einer der besten und scharfsinnigsten Schreiber, die ihm in seiner Laufbahn jemals untergekommen seien.

»Ein fähiger Berichterstatter zeichnet sich nicht nur dadurch aus, dass er schreibt, was er hört und sieht, sondern dass er aufgrund seiner Auffassungsgabe auch versteht, was er hört und sieht. Ein Journalist, der schreibt, ohne die genauen Zusammenhänge einer komplexen Story wirklich erkennen zu können, wird früher oder später scheitern. Du, Eva, schreibst gut, weil du begreifst, was du wahrnimmst. Und über deinen Spürsinn brauchen wir uns auch keine Gedanken zu machen, richtig?«, sagt er zuweilen und bekräftigt im selben Atemzug, dass er wirklich nicht nur deshalb diese Meinung vertrete, weil mein Vater Gesellschafter des Verlages sei. Maximilian ist nicht nur ein kluger, sondern auch ein ehrlicher Mensch. Zugegeben, vielleicht glaube ich

ihm auch ein bisschen, weil es sich gut anfühlt, wenn er es sagt. Mein Spürsinn schlug bei Julius Worten jedenfalls an.

»Sie wurden vergewaltigt?«, vergewisserte ich mich.

»Betäubt und dann vergewaltigt, ja.«

»Betäubt?«

»Gefügig gemacht und benutzt wie ein x-beliebiger Gegenstand. Und ich weiß nicht einmal, was das Schwein mir alles angetan hat. Es ist während einer Klassenfahrt geschehen, vor vier Monaten.«

Ich atmete tief durch. »Das ist sicherlich entsetzlich, aber ich verstehe immer noch nicht ganz, weshalb Sie mich angerufen haben. Was erwarten Sie von mir? Dass ich Ihr Erlebnis öffentlich mache?«

»Ich möchte, dass Sie mir zuhören, Frau de Boer. Wie Sie danach mit meiner Geschichte umgehen, können Sie selbst entscheiden.«

»Warum rufen Sie ausgerechnet mich an? Es gibt eine Menge Journalisten in der Stadt.« Ich tippte mit dem Zeigefinger gegen meine Lippen und wartete gespannt auf die Antwort.

»Ich sehne mich nach Gerechtigkeit. In den letzten Tagen ist mir klar geworden, dass ich keinen Frieden ohne Gerechtigkeit finden werde«, sagte die Frau, meine Frage ignorierend. »Und ich glaube, Sie können mir zu dieser Gerechtigkeit verhelfen.«

»Durch einen Zeitungsartikel?«

Sie machte eine kurze Pause. »Ich weiß, dass Sie die richtige Person sind.«

»Wofür?«

»Hören Sie mir einfach zu. Bitte!«

Ich presste die Lippen zusammen und horchte in mich hinein. Sortierte meine Gedanken. Fragte meinen Spürsinn. Eine Lehrerin, die auf einer Klassenfahrt vergewaltigt worden war und einem Journalisten ihr Herz ausschütten wollte, konnte mir und dem *Hanseatischen Sonntagsblatt* durchaus eine interessante Story liefern. Julia Kehmüller hatte



den Köder ausgeworfen und nach kurzem Überlegen entschied ich mich dafür, ihn zu schlucken. »Gut. Treffen wir uns. Können Sie am Samstag?«, fragte ich.

»Nein, wir müssen uns heute sehen!«

»Heute? Das passt mir gar nicht ...«

»Glauben Sie mir doch, es ist sehr wichtig, Frau de Boer.«

»Ich muss noch einen Artikel schreiben und ...«

»Bitte!«

Für einige Sekunden wurde es erneut still zwischen uns. Ich betrachtete meinen Laptop, meine Notizen und sah auf die Uhr. Ich dachte an Maximilian und mein Versprechen, den Artikel bis morgen geschrieben zu haben. Andererseits war ich inzwischen wirklich neugierig, warum sich Julia Kehrmüller ausgerechnet mir mitteilen wollte und warum sie es so dringend machte. Was steckte dahinter?

»Wo treffen wir uns?«, fragte ich schließlich. Ich konnte keinen Rückzieher mehr machen. Nötigenfalls würde ich den Artikel über den polizeilichen Großeinsatz am Abend und in der Nacht schreiben, was nun wahrhaftig nicht das erste Mal vorkäme.

Fünzig Minuten später winkte mir Julia Kehrmüller verhalten zu. Sie saß am äußersten Terrassenrand des Pavillons: eine Frau Mitte zwanzig, mit langen, kupferroten Haaren, die sich um ihr hellhäutiges Gesicht kräuselten. Ihre Augen wurden von einer dunklen Sonnenbrille verdeckt.

Durchaus eine attraktive Erscheinung, dachte ich, während ich mich der schlanken, mit einer hellen Leinenhose und einer kakibraunen Sommerjacke eher unauffällig gekleideten Gestalt näherte. Sie hatte ihre Beine übereinandergeschlagen. Zwischen ihrem Zeige- und Mittelfinger hielt sie auf krampfhaft Weise eine Zigarette fest. Als ich vor ihr stehen blieb, formten ihre Lippen ein zaghaftes Lächeln in ihr Gesicht.

Sie würde mich erkennen, das hatte sie noch am Telefon gesagt. Sie kannte also nicht nur meine Artikel, sie war nicht

nur darüber informiert, dass ich verheiratet war und eine Tochter hatte, nein, sie wusste auch, wie ich aussah. Wieder beschlich mich ein äußerst befremdliches Gefühl.

Nachdem Julia die Zigarette im Aschenbecher ausgedrückt hatte, stand sie auf und reichte mir höflich die Hand. Ein zarter, fast kraftloser Händedruck.

»Ich bin Julia«, sagte sie gedämpft und taxierte mich ein wenig ungläubig, als könnte sie es noch gar nicht recht glauben, dass ich tatsächlich hergekommen war. »Setzen Sie sich doch bitte.«

Ich nahm ihr gegenüber Platz. Unwillkürlich kramte ich mein Notizbuch und einen Kugelschreiber aus meiner Handtasche hervor und legte beides auf den Tisch.

»Kaffee?«, fragte Julia.

»Lieber ein Glas Wasser. Ich habe meine Ration an Koffein bereits intus«, antwortete ich.

Julia winkte einen Kellner heran und bestellte einen Kaffee und ein Wasser. Dann deutete sie mit einer Kopfbewegung auf meine Kladde. »Sie machen sich Notizen?«

»Ja, klar. Was dachten Sie denn?«

Sie strich sich verlegen eine Falte aus der Hose, während sie zu Boden starrte. Ihre Finger Muskeln spannten sich unter der Haut an, die Knöchel traten hell hervor. Sie war ohne Zweifel ziemlich nervös.

»Womit soll ich beginnen?«, überlegte sie laut.

Ich versuchte, ein entspanntes Gesicht aufzusetzen, um ihr ein Stück ihrer Aufgeregtheit zu nehmen. »Erzählen Sie mir doch zunächst etwas von sich. Woher Sie kommen. Wie Ihr Alltag aussieht. Was Sie gern tun«, schlug ich vor.

Sie antwortete nicht. Stattdessen nahm sie die Sonnenbrille ab. Es fiel mir nicht sonderlich schwer, ihrem unsicheren Blick standzuhalten. Auf seltsame Weise beeindruckte mich ihr zartes Gesicht, in dem mich lediglich die schattigen Ringe unter ihren blassgrünen Augen irritierten.

Schließlich wandte sie sich von mir ab. Ihr Mund verzog

sich zu einer merkwürdigen Grimasse, in der sich ein gewisses Unbehagen widerspiegelte. Ihr Blick strich über die Köpfe unserer Tischnachbarn hinweg, verlor sich irgendwo auf dem Wasser.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie wieder zu reden begann. Und schon bald spürte ich, dass meine Entscheidung hierherzukommen, richtig gewesen war. Fasziniert lauschte ich ihrer Geschichte, der ich bis zu dem Tag folgte, an dem Julia das besagte Foto entdeckte.